

3 Kulturvergleichende Familienforschung

3.1 Westliche Maßstäbe als Grundlage für Vergleiche

Ein wachsendes Interesse an der kulturvergleichenden Familienforschung, als Teil der allgemeineren komparativen Forschungsstrategie, ist seit dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere in den USA zu beobachten. Kennzeichnend für diese Forschungsstrategie ist ihre Orientierung an westlichen Maßstäben und Konzepten als Grundlage für Kulturvergleiche. In diesem Zusammenhang kommt der Modernisierungstheorie der 1960er Jahre eine besondere Bedeutung zu. Diese Theorie hat aus der Entwicklung der westlichen Moderne ein universelles Modell destilliert und gemessen, wie weit noch der Weg in verschiedenen nichtwestlichen Ländern in den Bereichen ökonomisches Wachstum, soziale Mobilität und politische Stabilität ist. Bevor die Anwendung dieses Konzeptes auf die kulturvergleichende Familienforschung erläutert wird, möchte ich in Anlehnung an Geertz (1995) skizzenhaft die Bedingungen erörtern, die diesen Begriff zum "universal adjective" (Geertz) erhoben haben.

Clifford Geertz (1995: 136ff.) stellt in seinem aufschlussreichen Beitrag fest, dass der Begriff "Modernität" wie die Konstrukte "Antike", "Mittelalter", "Aufklärung", "Romantik" etc. auch ein Produkt westlicher Kategorienbildung ist, das nun die Welt beherrscht. Seine Annahme, dieser Begriff durchdringe alle Lebensbereiche der Menschheit, verstärkt die Annahme, die Menschheit habe erneut mit einem neuen "Gespenst" westlichen Ursprungs zu tun. "Moderne Geschichte", "moderne Gesellschaft", "moderne Religion", "moderne Frau" und schließlich "moderne Kriegsführung" sind nur einige von Geertz zitierte Bereiche, die durch diesen "Zauber"-Begriff imaginisiert werden.

Dieser Begriff funktioniert zugleich wie ein Spiegel, den der Westen den Menschen anderer Kulturen weiterreichte, um sich darin zu sehen und um zu messen, wie weit und ob sie überhaupt "entwickelt" sind. Das Unbehagen vieler asiatischer, afrikanischer und lateinamerikanischer Gesellschaften, den euro-amerikanischen Status der Modernität erreichen zu "müssen", bedeutet kaum etwas anderes als das

Wegschauen vom eigenen Gesicht und den Bruch mit der eigenen Vergangenheit. Die Konsequenz daraus ist:

"Wir haben angefangen, eine *andere* und eine *neue* Geschichte für uns zu schreiben. Mit dem Bruch mit unserer eigenen Geschichte und Vergangenheit sind wir aber zu Kleinkindern geworden, die alles von Beginn an lernen sollen" (Ashouri, 1998: 7, dt. Übersetz. des Verf.).

Die Globalisierung des Begriffs der Modernität, so Geertz, hängt maßgeblich mit dem Zusammenbruch der Kolonialherrschaft nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen. Sie markiert den Übergang von kolonialen "wealth-collecting" und "wealth-yielding possessions" der westlichen Metropolen in eine neue Qualität von Herrschaftsstrukturen. Nun werden die Beziehungen zwischen den Gesellschaften darüber definiert, welche industrialisiert und im Besitz von Wissenschaften sind, und welche sich diese Optionen künftig aneignen werden. Geertz leitet daraus die folgende Schlussfolgerung ab:

"And for that, the modernization idea seemed especially well made, convenient at once to ex-masters and ex-subjects anxious to restate their inequalities in a hopeful idiom. There were advanced (developed, dynamic, rich, innovative, dominant) societies which had been modernized, and there were backward (underdeveloped, static, poor, hidebound, dominated) societies ..." (Geertz, 1995:137).

Danach und besessen vom linearen und als universal verstandenen "developmentalism" als *einzigem* Weg der Menschheit sollten die Bemühungen darauf ausgerichtet sein, "the gap" zwischen den "entwickelten" und "unterentwickelten" Ländern zu schließen. Dass jede Gesellschaft eigene dynamische Wandlungsprozesse durchlaufen soll, es also unterschiedliche Vorstellungen und Wege von Modernität geben kann, wurde in diesem Modernitätsparadigma nicht respektiert. Der Austragungsort der Modernität wurde nicht nur auf die makrogesellschaftliche Ebene, die ökonomischen Strukturen und sozialen Institutionen, begrenzt, sondern umfasste zugleich tief greifende Glaubenssysteme und subtile psychologische Zusammenhänge der Menschen nichtwestlicher Herkunft.

Hierin liegt auch das Interesse der vorwiegend soziologisch orientierten kulturvergleichenden Familienforschung.

Die Entwicklung des Cross-cultural-Ansatzes ist aber auch mit den Explorationspraktiken der westlichen Länder verbunden. Es waren westliche Sozialwissenschaftler(innen), die mit der Erforschung fremder Gesellschaften begannen (vgl. z.B. Margaret Meads *Coming of Age in Samoa*, 1928). Folglich definierten sie die theoretischen und methodologischen Maßstäbe für solche Untersuchungen, wodurch sie sich eine Vormachtstellung in diesem Feld gesichert haben. Häufig verwendeten sie ihre wissenschaftliche Apparatur, um in Kooperation mit den politischen Strukturen ihren Einfluss auf die Transformationsprozesse anderer Länder geltend zu machen (vgl. u.a. Mahryar, 1984; Moghaddam, 1993, 1987 sowie Kap. 1).

Eines der einflussreichsten auf der Modernisierungstheorie basierenden Konzepte, das zeitweilig die kulturvergleichende Familienforschung dominiert hat, war die "Convergence Theory" (McDonald 1992:16 ff.; Podmore & Chany, 1979: 42 ff.). Dieser Theorie zufolge expandiert die moderne westliche Gattenfamilie als eine weltweite Ideologie und wird im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung zukünftig in allen menschlichen Gesellschaften vorzufinden sein. Laut Konvergenztheorie ist der industrielle und ideologische Wechsel auf der Makroebene vom Westen ausgegangen, daher muss auch der Wechsel auf der Mikroebene, d.h. auf der Ebene der familialen Wandlungsprozesse, unweigerlich westlich orientiert sein. Der Schöpfer und ein prominenter Befürworter dieser These ist William Goode, der in seinem Werk *World Revolution and Family Patterns* (1963) anmerkt:

"Everywhere the ideology of the conjugal family is spreading. It appeals to the disadvantages, to the young, to women, and to the educated. It promises freedom and new alternatives as against the rigidities and controls of traditional systems" (Goode, 1963: 369).

Ausgehend von einer makroanalytischen Perspektive und der strukturfunktionalen Theorie innerhalb der Familiensoziologie, deren Grundannahme die "isolierte Kernfamilie" (Parsons) darstellt, heißt es hier, die strukturellen ökonomischen Veränderungen zögen deterministisch kulturelle Veränderungen nach

sich, so dass am Ende in allen Industriegesellschaften eine "common culture" und damit einhergehende "common problems" entstehen würden. Goode (1963) setzt sich in seinen familiensoziologischen Untersuchungen über die weltweiten Folgen der Industrialisierung und Urbanisierung mit familialen Strukturen in verschiedenen Gesellschaften auseinander. Er befasst sich eingehend mit Veränderungen der familialen Beziehungsmuster in China, Japan, Indien und in der arabisch-islamischen Welt. Goode geht in seiner Analyse von den ethnozentrischen Konzeptionen und den ihnen zugrunde liegenden linearen Entwicklungsschemata aus; trotz seines Bestrebens, den Geltungsbereich westlicher Theoriekonstrukte auf alle zeitgenössischen und künftigen Industriegesellschaften auszudehnen, bleibt es sein Verdienst, die Bedeutung der Kulturthematik und des soziokulturellen Kontextes in der Familienforschung als Forschungskomponente herausgearbeitet zu haben.

Die Grundlage für komparative Studien stellen heute die "Cross-cultural-", "Cross-national-" und "Cross-societal"-Forschungsansätze dar. Bei Cross-cultural-Studien handelt es sich um Vergleiche von Gruppen verschiedener Kulturen, wie z.B. in der von Kurian (1979) durchgeführten Untersuchung zur Erfassung der "premarital attitude" bei Student(inn)en auf verschiedenen Kontinenten. Darin wird u.a. belegt, dass sich die Einstellungen chinesischer Student(inn)en bezüglich der vorehelichen sexuellen Freizügigkeit von denen ihrer amerikanischen Kommiliton(inn)en unterscheiden. Der Cross-cultural-Ansatz umfasst zugleich die Untersuchung von Transformationsprozessen in diversen Kulturen und behandelt z.B. die Frage, inwiefern sich die Industrialisierung weltweit auf die familialen Strukturen und Funktionen auswirkt. In Cross-national-Untersuchungen werden Phänomene unterschiedlicher politischer Strukturen innerhalb eines Kulturkreises miteinander verglichen. Ein Beispiel hierfür liefert die Studie von Katja Boh et al. (1989) über die "Changes in Life Patterns of Families in Europe" (1989-1990), die aus einer feministischen Perspektive und auf der Makroebene den Wandel der Produktions- und Arbeitsweisen sowie deren Verhältnis zum familialen Leben seit 1945 in vierzehn europäischen Ländern erforscht. Die Autorinnen gelangen zu der Auffassung, dass "alle modernen industrialisierten europäischen Gesellschaften zu einer größeren Diversität familialer Formen konvergieren" (Boh, 1989: 167). Bei

Cross-societal-Forschungen werden bestimmte Daten von Gesellschaften, wie z.B. Geburten- und Scheidungsraten, weltweit systematisch miteinander verglichen (Boh et al., 1989; Kurian, 1979; Berquo & Xenos, 1992).

Im akademischen Kontext hat sich zunächst die Cross-cultural-Perspektive für vergleichende Studien etabliert; neuere Forschungstrends liefern jedoch Indizien dafür, dass diese Perspektive zunehmend zugunsten der regionalen Forschungsperspektive an Dominanz einbüßt (Medick & Sabean, 1984; Segalen, 1990). Das wichtigste Anliegen kulturvergleichender Forschungen ist die Formulierung von Generalisationen jenseits gesellschaftlicher und kultureller Andersartigkeiten. Damit wird bezweckt, sowohl die Differenzen als auch die Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Kulturen aufzuzeigen (Sussman & Cogswell, 1972).

Kennzeichnend für die Cross-cultural-Familienforschung ist die Kontrastierung verschiedener Gesellschaftstypen. Dies geschieht auf der Makroebene und markiert z.B. traditionelle versus moderne oder ländliche versus urbane Kontexte. Bei Untersuchungen zur Ermittlung von vorehelichen Einstellungen und Determinanten der Partnerwahl in verschiedenen Gesellschaften werden üblicherweise die westlichen Modernitätskonzepte und daraus ableitbare Vorstellungen und Annahmen als zu überprüfende Postulate verwendet. Diese Forschungsstrategie wird sowohl von den westlichen als auch von den jeweiligen einheimischen Forschern praktiziert. Dabei werden durch Herstellung von Kausalzusammenhängen zwischen bestimmten gesellschaftlichen Dimensionen, beispielsweise die Auswirkungen der Industrialisierung als auf die Einstellungen von Menschen untersucht. Solche Studien können jedoch bestenfalls normative Einstellungen anzeigen und sind auf der Interaktionsebene weniger aussagekräftig.

Mc Donald (1992: 22ff.) berichtet über eine Reihe wichtige Untersuchungen in verschiedenen Gesellschaften, die die Konvergenztheorie eindeutig widerlegen. So haben z.B. die durchgeführten Agrarreformen in 13 lateinamerikanischen Ländern die familialen Strukturen kaum verändern können. In Indien, Ghana, Nigeria und Senegal sind die Familienstrukturen von den Veränderungen in den Sozialsystemen unberührt geblieben. Noch unveränderlicher scheinen die Familienstrukturen in

Nordafrika und in der arabischen Welt zu sein. Dort sind die familialen Strukturen historisch robust und stellen über weit verflochtene Beziehungsnetze einen wichtigen Machtfaktor in Politik und Wirtschaft dar. Dies gilt auch für die persistenten Familienstrukturen im Südwesten des Iran, die den Einflüssen der britischen Kultur getrotzt haben und die wahrscheinlich widerstandsfähigsten Familienstrukturen im Iran darstellen. Eine weitere historisch stabile Form der erweiterten Familie ist in Japan anzutreffen, das vielen westlichen Ländern in seinem Industrialisierungsgrad weit überlegen ist. Daneben berichtet McDonald (1992) von einer interessanten Studie, die zeigt, dass im Nordwesten Thailands in ein und demselben sozialen Milieu unterschiedliche Familiensysteme bei verschiedenen ethnischen Gruppen zu beobachten sind. Dieser Tatbestand widerlegt für ihn die These der Determiniertheit des Familiensystems durch die Umwelt. McDonald weist aber auch auf einen anderen wichtigen Aspekt im Prozess des sozialen Wandels hin. Er gibt zu bedenken, dass in der islamischen Welt der Wandel der Sozialstruktur mental nicht mit Transformationen der strukturellen Beziehungsmuster antizipiert wird. Folglich bleiben islamische Familienwerte auch im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung erhalten. Dieser wichtige Aspekt wird im Zusammenhang mit der iranischen Familie in Kapitel vier eingehender diskutiert.

Die komparative Familienforschung hat trotz ihrer anfänglichen unübersehbaren Orientierung an den westlichen theoretischen und methodischen Konzeptionen die Internationalisierung der Psychologiekonzepte angeregt. Die Forschungsergebnisse aus diesem Feld gaben wirkungsvolle Anstöße für die Entwicklung kulturspezifischer Forschungsperspektiven. Die Cross-cultural-Forschung kann daher als Vorstadium der Kulturpsychologie und des indigenen Psychologieansatzes angesehen werden. Kim und Berry bezeichnen die Cross-Cultural-Psychologie als "the closest sibling to the indigenous psychologies approach" (1993: 20).

Die neuen Ansätze in der kulturvergleichenden Familienforschung bieten ebenso wie die Familienforschung innerhalb einer Kultur keine globalen und umfassenden Theorien an. Vielmehr definieren unterschiedliche familiäre Aspekte aus jeweils fachspezifischer, z.B. entwicklungspsychologischer oder ehesoziologischer, Perspektive den Untersuchungsgegenstand.

Vergleichende psychologische Studien über iranische Familienverhältnisse liegen nicht vor, weshalb ich mich bei meinen Ausführungen notwendigerweise auf andere Studien beziehe. Dennoch scheinen mir die im Folgenden vorgestellten Untersuchungen für meine Forschungszwecke wichtig und aufschlussreich zu sein, insofern sie thematische Anregungen und Anknüpfungspunkte zum familialen Leben im Iran bieten.

Ich werde zunächst einige Beispiele der kulturvergleichenden Familienforschung mit dem thematischen Schwerpunkt der vorehelichen Einstellungen (premarital attitudes) der Partnerwahl sowie der ehelichen Machtverhältnisse diskutieren. Die vorehelichen Einstellungen korrespondieren häufig mit den Erwartungen an die Partnerschaft, weshalb ihre Erforschung sich als nützlich für die Erfassung der ehelichen Beziehungsqualität erweisen kann. Im Anschluss daran werden aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive die Entwicklungspfade der amerikanischen und japanischen Familiensysteme in Anlehnung an eine von Rothbaum et al. (2000) durchgeführte und viel beachtete Analyse miteinander verglichen. Diese Studie hat deshalb das Interesse der Forscher(innen) geweckt, weil sie sehr aufschlussreich für das Verständnis der unterschiedlichen familialen Entwicklungen in zwei hochindustrialisierten Ländern ist, die in fundamental unterschiedliche kulturelle Kontexte eingebettet sind. Sie ist von einigen Forscher(innen) als "neuer Ansatz" oder "neues Paradigma" (vgl. Kap. 3.4) bezeichnet worden und bietet neue und eindrucksvolle Einsichten in die Kulturthematik.

3.2 Voreheliche Einstellungen und Partnerwahl am Beispiel Indiens

Die bis heute umfassendsten Untersuchungen auf dem Gebiet der vorehelichen Einstellungen und Partnerwahl werden in dem Sammelband *Cross-Cultural Perspective of Mate-Selection and Marriage* (Kurian, 1979) herausgegeben. Darin werden überwiegend kulturvergleichende Studien zur Erfassung der Einstellungen von Student(inn)en aus drei Kontinenten präsentiert. Im Folgenden soll exemplarisch eine dieser Studien näher vorgestellt werden.

Prakasa et al. (1979: 11 ff.) sammelten 1973 mit Hilfe von Fragebögen Daten zur Einstellung von 182 indischen Universitäts-Student(inn)en bezüglich der traditionellen wie auch gegenwärtig gültigen Norm der arrangierten Heirat. Ihr besonderes Forschungsziel richtete sich darauf, wie der gesellschaftliche Modernisierungsprozess die Einstellungen der Student(inn)en bei der Partnerwahl beeinflusst.

Prakasa et al. zufolge ist Indien eine hochkomplexe Gesellschaft, deren Sprachen, Traditionen und Religionen so unterschiedlich sind, dass die Formulierung von Generalisierungen in Bezug auf das familiäre Leben fast unmöglich erscheint. Die arrangierte Heirat zählt jedoch zu den wenigen Ausnahmen, die über alle existierenden Unterschiede hinweg landesweit ausgeübt werden. Dabei planen normalerweise die Eltern in Zusammenarbeit mit älteren Familienmitgliedern, Freunden und gelegentlich auch Heiratsvermittlern die Verheiratung ihrer Kinder. Nach den hinduistischen Glaubensvorstellungen kommt der Nachkommenschaft eine große Bedeutung zu, und die Eltern sind für deren Kontinuität verantwortlich. Weil das Familiensystem in Indien weitgehend patrilineal organisiert ist, müssen die Söhne verheiratet werden und ihrerseits durch die Zeugung männlicher Kinder für die Kontinuität der Abstammungslinie sorgen. Die Töchter müssen vor dem Einsetzen ihrer Menstruation verheiratet werden. Denn ein Vater, der dieser Tradition nicht folgt,

"incurred the guilt of one procuring abortion for every menstrual period in which she remained unmarried" (Basham, 1963; zit. n. Prakasa et al., 1979: 12).

Die Ehe wird eher als Allianz zwischen zwei Familien, denn als Beziehung zwischen den Ehepartnern betrachtet. Auf der Suche nach einer geeigneten Braut werden der familiäre Hintergrund, die ökonomische Position, der Ruf der Familie und die Fähigkeit der Braut zur Anpassung an die Familie des Bräutigams gründlich recherchiert.

In einem traditionell geprägten Kontext werden die Ehe-Entscheidungen von den Eltern getroffen; die Kinder haben in diesem Prozess kein Mitspracherecht. Dies steht im Gegensatz zur Partnerwahl im Westen, wo Männer und Frauen weitgehend selbst entscheiden, ob und wen sie heiraten (Prakasa et al., 1979).

Um mögliche Abweichungen von den traditionellen Vorstellungen im Hinblick auf die Auswirkungen der Modernisierung zu überprüfen, entwarfen Prakasa et al. einen Fragebogen, den sie unter Student(inn)en verteilten. An dieser Stelle kann nicht auf die einzelnen Ergebnisse dieser Studie eingegangen werden, sondern nur auf ausgewählte Befunde.

Die **erste** Frage bezieht sich auf die "attitudes toward present system of parents selection spouse for the children". Diese Frage dient dazu, den möglichen intergenerationalen Einstellungswandel in Bezug auf die gegenwärtige Praxis der Partnerwahl zu ermitteln. Auf der Basis der erhobenen Daten argumentieren Prakasa et al., dass die Hälfte der befragten Student(inn)en sich ein definitives Mitspracherecht in dem Prozess ihrer Verheiratung wünscht. Der signifikanteste Befund ist, dass nur ein kleiner Anteil, nämlich 8.8 Prozent, das bestehende traditionelle System befürwortet.

Die **zweite** Frage lautet: "In what extent will your family arrange your marriage for you?"

Damit werden die Wechselwirkungen zwischen dem Einstellungswandel und den Verhaltensdimensionen untersucht. Was kann ein solcher Wandel bei Betroffenen auslösen? Aus den Antworten leiten die Autoren ab, dass die Student(inn)en ihre persönlichen Wahlmöglichkeiten auszubauen wünschen, wenngleich sie ein Arrangement der Heirat durch ihre Eltern bevorzugen. Aus der Gesamtheit der Daten geht jedoch eine interessante geschlechtsspezifische Differenz hervor. Danach entscheiden sich 36.1 Prozent der Studentinnen gegenüber 12.5 Prozent der Studenten für diese Option.

Die **dritte** Frage soll helfen, die Verhaltenskomponenten zu beschreiben, die von Studenten(innen) und ihren Eltern erwartet werden, wenn "the times comes for you to marry". In ihren Antworten distanzieren sich die Befragten noch stärker von der arrangierten Heirat, wollen aber andererseits auch nicht über die Köpfe ihrer Eltern hinweg entscheiden, wen sie heiraten.

Die **vierte** Frage thematisiert, ob und wie oft sich die Partner(innen) vor der Eheschließung sehen sollten. Traditionellerweise begegnen sich die Eheleute in der Hochzeitsnacht zum ersten Mal ("Attitude toward desirability to have the opportunity

to meet future spouse"). Eine deutliche Mehrheit entscheidet sich für ein Zusammentreffen vor der Eheschließung, während ein nicht unwesentlicher Teil sich für die traditionelle Option entscheidet. Der Grund hierfür liegt nach Gupta (1979) darin, dass viele Menschen in Indien

"believe that their life's mate is predestined, that they are 'right for each other'; hence, any voice in the selection is impossible for them and they must succumb to the celestial force of the universe" (Gupta, 1979; zit. n. Kurian, 1979: 133).

Die **fünfte** Frage untersucht die wünschenswerten Veränderungen hinsichtlich des Bekanntheitsgrades vor der Heirat ("Optimum length of the time for knowing future spouse"). Ein Drittel der Befragten bestätigt die traditionellen Normen. Nahezu die Hälfte entscheidet sich für mehr Bekanntheit vor der Ehe. In weiteren Differenzierungen zeichnet sich bei den männlichen Befragten ein höherer Prozentsatz ab, der sich für die nicht-traditionellen Optionen ausspricht.

Prakasa et al. zufolge deuten die Daten auf eine Veränderung der Einstellungen bei den befragten Student(inn)en hin. Sie wollen mehrheitlich stärker am Prozess der Ehepartnerwahl beteiligt werden, wenngleich sie Arrangements durch die Eltern weiterhin befürworten.

Es kann festgehalten werden, dass eine starke Tendenz zur Modernisierung der indischen Verhältnisse zwar unverkennbar ist, die Betonung liegt jedoch auf einer von innen initiierten Modernisierung und nicht auf der wahllosen Übernahme westlicher Lebensformen. Die in den Daten durchweg explizit ausgedrückte intergenerative Verbundenheit liefert ein starkes Indiz dafür.

Welche Fragestellung lässt sich aus diesen Ausführungen für die vorliegende Arbeit ableiten? Im Hinblick darauf, dass die arrangierte Heirat ein weit verbreitetes Phänomen ist, das auch im Iran vorherrscht, kann die Frage gestellt und untersucht werden, welche Einstellungen hierzu bei den iranischen Jugendlichen und deren Eltern dominieren. Sind Veränderungen dieser Praxis im Gange, die die Beteiligten vor neue Herausforderungen stellen und daher neue Konzeptualisierungen erfordern, oder ist sie historisch und kulturell so robust und funktional, dass sie in der bisherigen Form weiterhin von den Menschen getragen wird?

3.3 Eheliche Machtverhältnisse

Eine der zentralen Konzeptionen innerhalb der westlichen Familienforschung beschäftigt sich mit dem Einfluss der ehelichen Machtverhältnisse auf die Ehe- und Familienbeziehungen (Hill & Kopp, 1995). Dabei wird angenommen, dass die Qualität der ehelichen Machtstrukturen für die gesamte Familienstruktur, insbesondere für die Kommunikationsmuster und emotionalen Repräsentationsformen, relevant ist. Weiterhin scheint dieses Thema für die familiäre Sozialisation der Kinder von großer Bedeutung zu sein.

Ein Erklärungsansatz, der vielfach zur Bestimmung der ehelichen Machtverhältnisse verwendet wird, ist die Ressourcentheorie. Die Kernaussage dieser Theorie lautet: "The greater one's resources, the greater one's power" (Dahl, 1968; zit. n. Rodman, 1979: 155; vgl. auch Hill & Kopp, 1995: 188ff.). Übertragen auf die Kernfamilie und insbesondere auf die eheliche Beziehungsqualität werden häufig (Aus)Bildung, Beruf und Einkommen der Ehepartner als konkrete Schwerpunkte genannt und deren Auswirkungen auf die Ehebeziehung untersucht. Rodman (1979) gibt allerdings zu bedenken, dass die ehelichen Machtverhältnisse eben nur einen kleinen Ausschnitt des Gesamtkomplexes darstellen, weshalb eine strenge Fokussierung auf diesen Aspekt irreführend sei.

Rodman (1979) konstatiert, dass viele Studien zu diesem Thema eine positive Beziehung zwischen dem Erwerbs- und Bildungsstatus sowie dem Einkommen des Ehemannes und seiner Machtposition in der Ehe bzw. der Familie belegen. Auf der Basis der im Rahmen einer umfangreichen vergleichenden Studie in Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, der BR Deutschland, Ghana, Griechenland, Japan, Jugoslawien und den USA gesammelten Daten stellt er jedoch fest, dass die unterschiedlichen Länder eine große Variation zu diesem Thema aufweisen. Während sich die Erwerbstätigkeit der Frauen in allen untersuchten Ländern positiv auf deren Machtposition in der Ehe auswirkt, zeigt die Bildungs- und Erwerbstätigkeit der Männer in Griechenland und Jugoslawien eine negative Korrelation mit deren Machtposition in der Ehe an. Rodman zufolge lassen die

Ergebnisse dieser Studie die Generalisierung der Theorie vom ehelichen Machtstatus nicht zu. Nach Rodman ist die Ressourcentheorie besonders für hochindustrialisierte Länder und vor allem für Amerika und die Bundesrepublik Deutschland adäquat, wo Ressourcen i.d.R. als Machtfaktor interpretiert werden und einen "power struggle" auslösen. Sie trifft jedoch weniger auf die Verhältnisse in Dänemark und Frankreich zu und kann schließlich für Griechenland und Jugoslawien, wo Ressourcen nicht als Machtfaktor gehandelt werden, nicht bestätigt werden. Rodman erweitert daher auf der Basis der vorgefundenen kulturellen Variationsbereiche die Ressourcentheorie zu einer "theory of resources in cultural context" (Rodman, 1979: 158). Demnach sollen konkrete Situationen, Normen und Verhaltensweisen bzw. deren reziproke Wechselwirkungen in den jeweiligen kulturellen Kontexten erforscht werden.

Die strukturelle Grundlage dieser Samples ist vorwiegend die westliche Kernfamilie, wo nach Parsons (vgl. Kap. 2) die stark individualistisch handelnden Ehepartner die Hauptachse des familialen Lebens bilden und keine anderen sozio-emotionalen Ressourcen zur Regulierung der innerfamilialen Beziehungen zur Verfügung stehen. Unverkennbar bleiben trotzdem Unterschiede, die auf die spezifische Entwicklungsgeschichte der jeweiligen Länder zurückzuführen sind.

Es wird nun plausibel, weshalb die unkritische Anwendung westlicher theoretischer und methodologischer Konzepte zur Erforschung der Lebensverhältnisse in anderen Ländern nicht hilfreich ist. Es ist offensichtlich, dass die erfolgten Kategorisierungen maßgeblich nach ökonomischen und objektiven Gesichtspunkten definiert sind und weniger die spezifischen subjektiven Aspekte in der Vielfalt der zwischenmenschlichen Beziehungen berücksichtigen. So kommen Liu et al. (1972) in ihrer Untersuchung der ehelichen Machtverhältnisse in zwei asiatischen Ländern, in Hong Kong und auf den Philippinen, zu der Schlussfolgerung, dass die Klärung der ehelichen Machtverhältnisse in diesen Ländern, wo die erweiterte Familie in die Ehebeziehung noch stark involviert ist und viele familiale Angelegenheiten kollektiv geregelt werden, andere methodologische und theoretische Konzepte erfordert, als solche, die im Westen entwickelt wurden (vgl. auch Sussman & Cogswell, 1972). Erweiternd kann noch hinzugefügt werden, dass westliche Machttheorien insofern eng konzipiert sind, als sie nicht nur auf

materielle Aspekte fixiert sind, sondern meistens als zeitlich konstante Schemata dargelegt werden und somit die flexible Machtzirkulation in der familialen Lebensspanne nicht berücksichtigen. Zudem bleiben Machtfragen größtenteils auf Ehepaarbeziehungen beschränkt, so dass andere Beziehungskonstellationen wie z.B. Geschwisterbeziehungen kaum Beachtung finden.

Es lässt sich resümieren, dass die Cross-cultural-Forschung einerseits einen wichtigen Beitrag zur Relativierung der universalistisch orientierten theoretischen Konzepte geleistet hat. Andererseits liegen nahezu allen Vergleichsstudien westliche Modernitätskonzepte zugrunde, die aus einer ahistorischen und dekontextualisierten Perspektive und in Anlehnung an die "Convergence Theory" die familialen Modernisierungsprozesse in anderen Ländern untersuchen.

Mit Shweder (1990), Kim & Berry (1993) und Gergen & Gergen (1997) kann festgestellt werden, dass die Cross-cultural-Forschung in ihrer theoretischen Grundorientierung nach universal gültigen Gesetzmäßigkeiten sucht und in ihren theoretischen und methodologischen Konzeptionen nicht zu unterschätzende Unzulänglichkeiten aufweist. Shweder (1990: 11) merkt an:

"Cross-cultural psychology is a subdiscipline of general psychology that shares with general psychology the Platonic aim of characterizing the inherent entral processing mechanisms of the mental life."

3.4 Komparative Familienforschung aus entwicklungspsychologischer Sicht am Beispiel Japans und Nordamerikas

Ausgehend von der entwicklungspsychologischen Prämisse, dass den kindlichen Entwicklungsmustern eine zentrale Bedeutung in der menschlichen Entwicklungsgeschichte zukommt, untersuchten Fred Rothbaum et al. (2000) die Entwicklung der "close relationships" in Japan und den USA.

Diese Studie kann zum Verständnis unterschiedlicher familialer Entwicklungspfade in zwei hochindustrialisierten Gesellschaften, nämlich der japanischen und der US-amerikanischen, beitragen. Im Hinblick auf die meist umfangreichen und kostenaufwändigen Forschungsprogramme werden manche

Studien als Basis für weitere Untersuchungen genutzt. Diese Studie kann aufgrund ihres Designs und ihres ausgedehnten inhaltlichen Spektrums zu dieser Kategorie gezählt und auch als Modell für die Untersuchung der innerfamiliären Beziehungsmuster im Iran, wenn auch mit anderen Akzentuierungen, verwendet werden.

Die Grundlage ihrer umfangreichen Untersuchung besteht aus mehr als 200 komparativen Studien aus den Jahren 1960 bis 1990. Sie bezieht sich auf die Familien der Mittelschicht in den genannten Ländern und analysiert "paths of symbiotic harmony and generative tension" (Rothbaum et al., 2000). Die Zusammensetzung des Autor(inn)enteams ist insofern bemerkenswert, als sie Autor(inn)en aus beiden Ländern einschließt.

Rothbaum et al. verstehen ihre Analyse als wegweisend, denn im Unterschied zu den bisherigen vergleichenden Untersuchungen erheben sie nicht die explizite Relevanz und Intensität der Beziehungen in den jeweiligen Gesellschaften zum Forschungsgegenstand, sondern sie versuchen, die Dynamik und den impliziten Sinn der nahen Beziehungen in konkreten soziokulturellen Deutungssystemen herauszuarbeiten. Hier ist auch die theoretische Bezugnahme ihrer Studie auf den kulturpsychologischen Ansatz um Richard Shweder et al. (1990, 1991, 1993) zu erkennen, der die implizite Bedeutung der soziokulturellen Konzepte für das alltägliche psychologische Funktionieren der Personen analysiert. Vor diesem Hintergrund betonen die Autor(inn)en: "Our approach ist consistent with that of cultural psychologists" (Rothbaum et al., 2000: 1122).

Die Autor(inn)en stellen fest, dass die Entwicklungsmuster der engen emotionalen Beziehungen in japanischen und amerikanischen Familien fundamentale Differenzen aufweisen: Warum ermutigen amerikanische Eltern stärker als japanischen Eltern ihre Kinder zur Artikulation ihrer Bedürfnisse? Warum verbringen japanische Jugendliche gegenüber ihren amerikanischen Altersgenoss(inn)en mehr Zeit zu Hause? Warum sind die Ehebeziehungen in Japan stabiler als in Amerika? Die Erörterung dieser und einer Reihe anderer Fragen setzt, so Rothbaum et. al., "an understanding of the meaning and dynamics of relatedness in Japan and the United States" (Rothbaum et al., 2000: 1122) voraus.

Zu diesem Zweck werden drei unterschiedliche soziokulturelle Dimensionen konzeptualisiert, die als Matrix für die Verhaltensweisen der Menschen in den genannten Gesellschaften fungieren. Diese Dimensionen sind: (1) Individualismus versus Kollektivismus (individuelle Zielverfolgung versus Gruppenorientierung), (2) individual-zentrierte Gesellschaften versus situation-zentrierte Gesellschaften (Verhalten beruht auf internalen Impulsen versus Verhalten berücksichtigt einen partikularen Kontext), (3) independentes Konzept des Selbst versus interdependentes Konzept des Selbst. Als gemeinsamer Nenner dieser Dimensionen kristallisiert sich laut der Autor(inn)en für die amerikanische Gesellschaft die Individuation, d.h. die Betonung der persönlichen Autonomie und Selbstartikulation in Form von direkten verbalen Kommunikationsmustern heraus, während die "accommodation" für die japanische Gesellschaft die wichtigste Dimension darstellt, welche durch Empathie, Anstand und Korrektheit gekennzeichnet ist. Die Autor(inn)en stützen sich zugleich auf universal gültige menschliche Bedürfnisse, wie z.B. das menschliche Bedürfnis nach Nähe oder nach der Entwicklung enger Beziehungen im jungen Erwachsenenalter, wodurch eine Polarisierung der Differenzen vermieden und die Grundlage für echte universelle Befunde ermittelt werden soll. Es scheint so, dass die Autor(inn)en sehr nahe an Shweders und Sullivans Definition der Cultural Psychology (1993) liegen, wobei die Sichtweise eines "anti-anti-relativist" und eines "anti-anti-universalist" hervorgehoben wird.

Der Entwicklungspfad zur "symbiotic harmony" beginnt dort, wo die Beziehungsgestaltung die "accommodation" durchläuft, und ist charakterisiert "by a continual pull toward adapting the self to fit the needs of others" (Rothbaum et al., 2000: 1123).

Der Entwicklungspfad zur "generative tension" setzt dort an, wo die Beziehungsgestaltung die Individuation durchläuft, und ist charakterisiert

"by a continual tug between the desire for proximity and closeness with primary attachment figures on the one hand and the desire for separation and exploration of the surrounding world, including new relationships, on the other hand" (Rothbaum et al., 2000: 1123).

Einen Prototyp für die "symbiotic harmony" in Japan bildet das extrem fürsorgliche Verhalten der Mutter ihrem Kleinkind gegenüber. Die daraus entwickelte Beziehungsdynamik bietet die Grundlage für künftige Bindungsformen im Erwachsenenalter. Ein Prototyp für die "generativ tension" in den USA ist der Wunsch nach Nähe und Distanz, der in seiner Widersprüchlichkeit für Spannungen sorgt.

Die Annahme, dass die Individuation in der amerikanischen und die "accommodation" in der japanischen Gesellschaft jeweils dominante Beziehungsmuster bilden, regte Rothbaum et al. zur Formulierung von vier Grundhypothesen an, die in verschiedenen familialen Phasen verortet werden:

1- Kindheit bis zum zweiten Lebensjahr: Gegensätzlicher Prozess von Unabhängigkeit und Wiederannäherung versus Selbst-Objekt-Einheit.

2- Kindheit vom zweiten bis zum zehnten Lebensjahr: Durchsetzung der persönlichen Vorlieben in der Beziehung und daraus erfolgenden Konflikte zwischen Selbst und Partner versus Erfüllen von Verpflichtungen und Erwartungen anderer.

3- Adoleszenz: Verlagerung der Bindung zu den Eltern auf die Peergroups, die die Distanz zu den Eltern fördert, versus Stabilität der Beziehungen sowohl zu den Eltern als auch zu den Peergroups.

4- Erwachsenenalter: Verantwortung (Hoffnung und Vertrauen), die dem Menschen "hilft, von verpflichtenden Beziehungen" sich zu lösen und neue Beziehungen zu wagen, versus Sicherheit in der auf Rollendefinition basierenden Beziehung und soziale Unterstützung des Verpflichtungssinnes.

Es ist besonders im Sinne der bereits angedeuteten "Convergence Theory" relevant, wenn die Autor(inn)en betonen, dass trotz fortschreitender Prozesse der Industrialisierung, Urbanisierung und des Kapitalismus jene familialen Werte in der japanischen Gesellschaft gleich geblieben bzw. heute noch als solche wirksam sind, die bereits im 17. Jahrhundert Geltung besaßen. Auch Trommsdorff (1997: 59) warnt davor, voreilig familiale Veränderungen in Japan zu prognostizieren, wie sie häufig mit der Industrialisierung antizipiert werden. Die von Rothbaum et al. (2000) konzeptualisierten vier Dimensionen sollen im Folgenden zusammenfassend ausgeführt werden.

1 Frühe Kindheit: Einheit und Annäherung

Die erste Hypothese bezieht sich auf das universale Bedürfnis des Neugeborenen, in der Beziehung mit wenigstens einer engen Bezugsperson seine Primärbedürfnisse zu erfüllen. In Japan befriedigen die Kleinkinder ihre Bedürfnisse über die Verwöhnung durch die Mutter. Mutter und Kind bilden eine Einheit. Es wird auf die Bedürfnisse der Kinder eingegangen, bevor sie sie artikulieren, so dass eine Selbst-Objekt-Differenzierung kaum stattfindet. Die Mutter sendet folgende Botschaft an das Kind: "Ich bin eins mit dir, ich fühle so wie du". Dadurch wird die Aufmerksamkeit des Kindes nach innen gelenkt. Diese symbiotische Beziehung wird in Amerika, wo die Kleinkinder sich sehr früh von den Eltern separieren, als ungesund und nicht normal angesehen. In Amerika erfüllen die Mütter die Bedürfnisse ihrer Kleinkinder, während sie deren Aufmerksamkeit zugleich nach außen lenken. Auf diese Weise wird das explorative Verhalten des Kindes gefördert. Die Regulierung von Nähe und Distanz ruft Spannungen in der Beziehung hervor. Während das Mutter-Kind-Verhältnis in Japan als eine gegebene Konstante betrachtet wird, unterliegt es in Amerika wechselseitigen Annäherungs- und Loslösungsprozessen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die japanischen Mütter eine affektiv betonte Sprache benutzen, während die amerikanischen Mütter eine informativ betonte Sprache sprechen. In Amerika wird die direkte verbale Kommunikation gefördert, in Japan werden die Bedürfnisse der Kinder auf dem Wege der Empathie befriedigt, bevor sie artikuliert werden. Der Emanzipationsprozess der Kinder in Amerika wird durch die Separation der Kinder von den Müttern schon im frühen Alter angeregt, während in Japan die Bindung des Kindes an die Mutter verstärkt wird.

2 Kindheit: Die Erwartung der anderen und eigene Präferenzen

Eine universale Aufgabe der Eltern besteht darin, das Sozialverhalten ihrer Kinder in dem gegebenen soziokulturellen Kontext zu schulen. In Japan lernen diese früh, mit den Mitteln der Empathie die Erwartungen anderer Menschen zu erfüllen, während amerikanische Eltern die Selbstartikulation der Kinder betonen. Auf diese Weise wird bei den Kindern die Trennung der eigenen Bedürfnisse von denen anderer Personen gefördert, was allerdings auch Konfliktpotenziale in den Interaktionen erzeugt.

Viele amerikanische Wissenschaftler(innen) bewerten den Ungehorsam von Kindern als einen wichtigen Meilenstein zur Entwicklung ihrer Individuation und als Fundament für spätere soziale Beziehungsfähigkeit. Amerikanische Eltern räumen der verbalen Kommunikation der Kinder, auch wenn diese zuweilen aggressive Züge trägt, mehr Bedeutung ein als japanische Eltern. Die verbale Kommunikation scheint in engeren emotionalen Beziehungen in Amerika einen hohen Stellenwert zu genießen.

Japanische Eltern erwarten bereits früh von ihren Kindern Gehorsam; Ungehorsam wird von ihnen als Zeichen mangelnder Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern missbilligt. So wie amerikanische Eltern davon ausgehen, dass der Wille zur Individuation und Selbstartikulation für die Entwicklung der Kinder notwendig ist, so glauben japanische Eltern, dass Wohlverhalten anderen Menschen gegenüber und die Erfüllung der Erwartungen der übrigen Familienmitglieder die Entwicklung der Kinder begünstigen.

Japanische Eltern betonen stärker als die amerikanischen die Trennung der Sphären innerhalb und außerhalb des Hauses. Während sie ihren ungehorsamen Kindern damit drohen, sie von zu Hause zu verbannen, müssen aufsässige amerikanische Kinder mit Hausarrest rechnen. Japanische Kinder ziehen zum Beispiel ihre Schuhe aus, wenn sie von draußen ins Haus kommen. Japanische Mütter legen mehr Wert auf ein gutes Verhalten ihrer Kinder gegenüber anderen Personen als sich selbst gegenüber. Somit üben sie mehr Kontrolle im Sozialverhalten der Kinder aus, als dies bei amerikanischen Müttern der Fall ist.

Rothbaum et al. stellen zusammenfassend fest, dass die Kindheit in Japan vorwiegend von der Verpflichtung zur Erfüllung fremder Wünsche geprägt ist. Die Eltern betrachten Ungehorsam im Hinblick auf die Sozialisation der Kinder als problematisch; folglich werden diese kaum zur Artikulation der eigenen Bedürfnisse ermutigt. Dagegen erhöhen die Förderung der Individuation amerikanischer Kinder sowie ihr verbales Sprachvermögen ihre Konfliktfähigkeit.

3 Adoleszenz: Stabilität und Transferabilität

Als universale Herausforderung der Adoleszenz gilt die Entwicklung enger Beziehungen zu Gleichaltrigen. Da aber der zwischenmenschlichen Harmonie in Japan ein stärkeres Gewicht beigemessen wird als in Amerika, pflegen japanische Jugendliche stabile und kontinuierliche Beziehungen sowohl zu ihren Eltern als auch zu ihren Altersgenoss(inn)en. In Amerika hingegen tendieren die Jugendlichen dazu, sich von den Eltern zu lösen und die Zuwendung, die sie ihnen in ihrer Kindheit entgegengebracht haben, immer mehr auf die Peergroups zu transferieren.

In den USA symbolisiert die Adoleszenz eine zweite Geburt, eine Separation von der Vergangenheit und den Eltern. In dieser Phase nehmen Jugendliche ihr Leben selbst in die Hand. In Japan bedeutet die Adoleszenz die Weiterentwicklung einer Nähe, die von Geburt an gegeben ist. Dementsprechend nehmen japanische Frauen ihre Mutterrolle als lebenslange Aufgabe wahr. Extensive Interviews belegen, dass die Konflikte zwischen Adolescent(inn)en und deren Eltern in den USA wesentlich heftiger sind als in Japan. Japanische Kinder setzen dagegen subtile Fähigkeiten ein, wie z.B. das Gedankenlesen, um Konflikte mit den Eltern zu vermeiden. Verbale und physische Konfrontationen sind in japanischen Familien selten.

Sexualität nimmt im Spannungsfeld der Eltern-Kinder-Beziehung in Amerika mehr Raum ein als in Japan. Sie wird von amerikanischen Jugendlichen häufiger praktiziert. Amerikanische Adolescent(inn)en sehen in der Sexualität den Schlüssel zur Individuation und Reife, wobei ihr Selbstwertgefühl stark an ihre sexuelle Attraktivität geknüpft ist. In Japan ist es üblich, sexuelle Aktivitäten mit noch kindlich-regressiven Verhaltensweisen zu verbinden.

Zusammenfassend stellen Rothbaum et al. fest, dass der Entwicklungspfad der "symbiotic harmony" für mehr Stabilität in der Adoleszenten-Eltern-Beziehung sorgt, als das Beziehungsmuster der "generative tension". Japanische Jugendliche verbringen mehr Zeit zu Hause als ihre amerikanischen Altersgenoss(inn)en, während diese ihre Identität vor allem in Peergroups bzw. außerhalb des Elternhauses entwickeln.

4 Erwachsenenalter: Sicherheit und Vertrauen

Als universale Aufgabe im Erwachsenenalter gilt die Bildung einer Paarbeziehung und die Gründung einer Familie. In Japan basiert die Ehebeziehung auf Sicherheit und uneingeschränkter Loyalität. In Amerika gründet sich die Paarbeziehung auf gegenseitiges Vertrauen und die Hoffnung auf lebenslange Zweisamkeit.

In Japan stehen in Paarbeziehungen vor allem die Aspekte Sicherheit und Loyalität im Vordergrund; kurzfristige Affären werden zugunsten dauerhafter Partnerschaften vermieden. In Amerika ist die romantische Liebe zwischen den Partnern und deren Kontinuität auch nach der Trennung von ihren Kindern ausschlaggebend. In Amerika wird eine Verbindung, die auf Verpflichtungen basiert, jedoch keine Intimität beinhaltet, als "empty" bezeichnet. In Japan gilt: "To be loyal is to love." Japaner(innen) bevorzugen im Vergleich zu den Amerikaner(innen) eher die kameradschaftlich-freundschaftliche, pragmatisch ausgerichtete Paarbeziehung. Die Stabilität der Ehebeziehungen in Japan beruht auf einer komplementären geschlechtsspezifischen Rollenverteilung, der erfolgreichen Kindererziehung und der Anteilnahme an verwandtschaftliche Beziehungen. Emotionale Intimität erfahren Japaner(innen) häufiger als die Amerikaner(innen) in gleichgeschlechtlichen Beziehungen statt in Ehebeziehungen. Dies hat zur Folge, dass Letztere im Allgemeinen harmonischer verlaufen als in Amerika, wo die Partner(innen) stärker unter dem Druck stehen, füreinander sexuell attraktiv zu bleiben.

Die Verbalisierung von Gefühlen wird in Japan insbesondere in engen Beziehungen als problematisch empfunden. Emotionen in Worte zu fassen, gilt als Ausdruck mangelnder Verbundenheit und fehlender Aufrichtigkeit. Direkte

Kommunikation stört die Harmonie. Diese Haltung erklärt, weshalb 90 Prozent der japanischen Ehepaare sich weniger als einmal im Monat streiten. Die Kunst des Gedankenlesens und die Vermeidung von Selbstbehauptungen sind Wege, um Sicherheit und Intimität zu erfahren und gegenseitige Verpflichtungen einzugehen.

Im Gegensatz dazu ist in Amerika die direkte verbale Kommunikation das Hauptmerkmal enger und intimer Paarbeziehungen, was allerdings die Gefahr der Konfrontation erhöht. Gleichzeitig werden bestimmte Konfliktformen als "gesund" angesehen. Amerikaner(innen) glauben, dass der Erfolg einer intimen Beziehung von der Qualität der verbalen Kommunikation abhängt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Japaner(innen) im Erwachsenenalter nach Sicherheit und Loyalität streben. Loyalität bildet für sie das Fundament der Liebe. Innerhalb der Familie steht die Befriedigung der Bedürfnisse der Kinder im Vordergrund. Der Respekt gegenüber den Großeltern ist ein weiteres stabilisierendes Moment in japanischen Familien. In Amerika sind Paarbeziehungen primär auf Vertrauen und Liebe/Erotik aufgebaut. Durchlässige Gruppengrenzen erlauben es dem/der Einzelnen, neue Bekanntschaften zu suchen. Für den Erhalt der Beziehung ist es wichtig, romantische Gefühle und Sexualität auch nach dem Auszug der Kinder aufrechtzuerhalten.

Die Analyse von Rothbaum et al. (2000) hat viel Aufmerksamkeit geweckt und wurde als "innovative" und "potentially fruitful strategy" (Lebra, 2000: 1147ff.) und "a new approach to the cross-cultural study of human development" (Lewis, 2000: 1152ff.) beschrieben. Die Studie zeigt, wie kulturelle Bedeutungssysteme die psychologischen Prozesse der Menschen beeinflussen, so dass diese Prozesse selbst zum integralen Bestandteil der kulturellen Systeme werden. Dadurch entsteht der Kontext, in dem das Individuum, die Umwelt und die Kultur sich zu einer unverwechselbaren Ganzheit entwickeln. Auch neuere Studien über kulturspezifische Prozesse der psychologischen Entwicklung basieren auf entwicklungspsychologischen Prämissen und auf nahezu identisch konzeptualisierten Dimensionen (vgl. Greenfield et al., 2003).

Zahlreiche Erkenntnisse aus der Studie von Rothbaums et al. können als Korrektiv zu den theoretischen Grundbausteinen der Mainstream-Psychologie charakterisiert werden. Lewis (2000: 1152ff.) und Tobin (2000: 1155ff.) geben zu bedenken, dass solche Untersuchungen die bislang für universal gehaltenen psychoanalytischen Grundannahmen in der amerikanischen Entwicklungspsychologie herausfordern. Lewis fragt z.B., ob die Abschwächung der Beziehung der Eltern zu ihrem adoleszenten Nachwuchs eine wirkliche und nützliche Hilfe im Separationsprozess darstellt, wie in der Literatur befürwortet wird? Sind Konflikte wirklich ein konstruktives Element in der Eltern-Kind-Beziehung, wie bis jetzt durchgehend in der westlichen Literatur angenommen wird? Ist die offene verbale Kommunikation in amerikanischen Partnerschaften tatsächlich ein Mittel zu mehr Intimität und Nähe?

Erweiternd stellt sich die Frage, ob überhaupt die häufig favorisierte intensive verbale Kommunikation zwischen Menschen in engen emotionalen Beziehungen im Westen anzutreffen ist, oder ob es sich dabei vielmehr um eine wissenschaftliche Konstruktion handelt? Erfahrungswerte aus der Praxis in Deutschland deuten auf eine eher gegensätzliche Tendenz hin. So berichtet z.B. Stierlin (2002) in der Einleitung zu seiner Reihe "Fröhliche Wissenschaft" über eine Umfrage-Studie, die etwa 5000 länger verheiratete Paare in Deutschland erfasst. Diese laut Stierlin für Deutschland repräsentative Studie ergab,

"dass solche Paare im Durchschnitt täglich nicht mehr als fünf Minuten auf eine Kommunikation verwendeten, die man als vitalisierend oder nun auch als existenziell bedeutsam bezeichnen könnte" (Stierlin, 2002: Einleitung ohne Seitenangabe).

Diese Studie bezieht andere Altersstufen oder andere Beziehungskonstellationen, z.B. junge Paare, nicht mit ein, weshalb die Generalisierung ihrer Ergebnisse fraglich erscheint. Dennoch können die Resultate zur Überprüfung mancher theoretischer Annahmen Anlass geben.

Tobin, der sich noch intensiver mit den psychologischen Konzepten in Japan auseinandergesetzt hat, merkt an, dass Japan nicht nur die psychoanalytischen Grundannahmen infrage stellt und sie ernsthaft herausfordert,

"but more generally our basic assumption about interpersonal relations, to our beliefs about child-rearing and marriage, and to our conception of aging and the life cycle, of dependence and independence, and of individuals and groups" (2000: 1155ff.).

Seine Schlussfolgerung bietet konstruktive Perspektiven für den Dialog mit den westlichen Theoriekonstruktionen:

"In theory, any culture could play this role of calling into question the ethnocentricity of our common sense understandings and our social scientific theories" (Tobin, 2000: 1155ff.).

In diesem Sinne scheint die Frage angebracht, welchen Beitrag die Untersuchung der familialen Beziehungsmuster im Iran zur Vielfalt der psychologischen Theorien leisten kann. Wenn wir die oben beschriebenen in Japan und den USA vorherrschenden Muster als alternative Ansätze verstehen, wo lassen sich dann familiäre Interaktionsformen im Iran eher einordnen? Allein in der Annäherung an diese Frage kann meines Erachtens eine Forschungsgrundlage für weiterführende Untersuchungen über familiäre Verhältnisse im Iran bestehen .

Erweist sich die Studie von Rothbaum et al. als Modell auch für die vorliegende Untersuchung als nützlich, könnten daraus weiterführende und konkrete Fragestellungen wie diese abgeleitet werden: Worauf ist die Mutter-Kind-Beziehung im Iran fokussiert – auf die Inhaltsebene, wie das vorwiegend in den amerikanischen Mustern vorkommt, oder auf die Beziehungsebene mit ihren überwiegenden emotionalen Komponenten? Gibt es noch weitere kulturspezifische Aspekte, aus denen sich andere zusätzliche Analysedimensionen ableiten lassen? Welche Implikationen folgen daraus für die weitere Persönlichkeitsentwicklung der Beteiligten und für die Beziehungsdynamik? Was zeichnet die Entwicklung des Selbstkonzeptes der Individuen in iranischen Familien aus? Kann man von verschiedenen und getrennten "Lebensphasen" auch in iranischen Familien sprechen, wie sie in den westlichen Theoriemodellen, vor allem in der Grundlagentheorie des "familialen Lebenszyklus" thematisiert werden? Mit Hilfe dieser Fragestellungen gelangen wir, meine ich, sicher nicht zu expliziten Theoriekonstrukten, sondern vielmehr zu der entscheidenden Überlegung, wie die primäre psychologische

Untersuchungseinheit bezogen auf den Iran zu definieren ist. Ist sie das "Individuum", wie im Westen, die "Kernfamilie", wie in Japan und Korea, oder aber die "erweiterte Familie", wie auf den Philippinen? Diese Fragestellungen sollen keine rigiden und unüberbrückbaren Polarisierungen manifestieren; vielmehr können derartige Überlegungen dazu beitragen, zumindest die überwiegenden Momente des familialen Lebens deutlicher herauszuarbeiten.

3.5 Grundlinien für eine kulturpsychologische Annäherung an die iranische Familie

Aus den bisherigen Ausführungen über den kulturpsychologischen Ansatz und die neueren Entwicklungstrends in der kulturvergleichenden Forschung lässt sich resümieren, dass die Analyse der Familienverhältnisse im Iran sich erst dann als echt und nützlich erweisen kann, wenn dabei der historisch eingebettete soziokulturelle Kontext, der die Grundlage für die Repräsentation dieser Verhältnisse bereitstellt, holistisch erfasst und in den Forschungsprozess einbezogen wird. Aus kulturpsychologischer Sicht bildet das wichtigste Kriterium zur Selektion kontextueller Komponenten deren Präsenz und Wirksamkeit im Alltagsleben der Personen bzw. der Personengruppen. Damit tritt auch ihre Bedeutung in alltagspsychologischen Interaktionen bzw. in der intentionalen Welt der Betroffenen hervor.

Das bedeutet für die Analyse der Familienverhältnisse im Iran, geschichtlich überlieferte Verhaltens- und Glaubenssysteme, soziale Konstruktionen und psychologische Konzepte zu analysieren, die in das gegenwärtige Familienleben einfließen und somit seine Interaktionen beeinflussen. Mit anderen Worten: Es gilt Theorien darüber zu entwickeln, wie diese Komponenten in persönlichen und interpersonellen Handlungsräumen manifestiert werden. Zur Untersuchung kontextueller Bedingungen erscheint es mir sinnvoll, diese zuerst auf der makro-historischen und der mikro-psychologischen Ebene zu beleuchten. Diese Differenzierung soll keine Dichotomie zwischen den genannten Dimensionen andeuten, sondern vielmehr die Bedeutung der makro-historischen

Transformationsprozesse für das familiäre Leben und die Entwicklung von psychologischen Konzepten hervorheben.

In der Familienforschung scheint ein weitgehender Konsens darüber zu bestehen, dass sozialhistorische Analysen wesentlich zum Verständnis der heutigen familialen Lebensweisen beitragen. Wie die Zukunft eine verwandelte Form der Gegenwart ist, so ist auch die Gegenwart eine verwandelte Form der Vergangenheit. Historische Analysen können generell zur Relativierung von geschichtlich überlieferten und idealtypischen Familienmythen und -bildern beitragen, aber auch die Lebensformen früherer Generationen für die nachfolgenden sichtbar machen (Medick & Sabeau, 1984; Mitterauer & Sieder, 1982; Rosenbaum 1982).

Für ein historisches Verständnis des iranischen Familienlebens ist es wichtig, dieses aus einer emischen Perspektive in seiner spezifischen dynamischen Entstehungs-, und Verlaufsgeschichte zu kontextualisieren. Dieser Anspruch kann allerdings hier nur in Bezug auf ausgewählte Komponenten eingelöst werden. Daher werde ich durch eine eingrenzende Strategie versuchen, die Wechselwirkungen zwischen den familialen Prozessen und Themen sowie den soziokulturellen Dimensionen herauszuarbeiten und somit die spezifischen Veränderungs- bzw. kontinuierkeitsstiftenden Aspekte zu thematisieren. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, auch die gesellschaftlichen und religiösen Leitbilder und Ideen aufzuzeigen, die das familiäre Leben in seinem geschichtlichen Verlauf entscheidend mitgeprägt haben. Das Zusammenspiel von religiösen Einstellungen und familialem Leben zählt zu den vernachlässigten Themenbereichen innerhalb der Familienforschung (vgl. Parke, 2001). Das Interesse innerhalb der Familienforschung richtet sich hauptsächlich auf solche Aspekte, die mit den sich verändernden Produktions- und Arbeitsverhältnissen zusammenhängen. Bei der Einbeziehung religiöser Aspekte scheinen solche Konstrukte von besonderer Bedeutung zu sein, die die zeitweilig turbulenten sozialhistorischen Umbrüche überlebt haben und daher auch in die gegenwärtige Lebenspraxis einfließen.

Im folgenden Kapitel soll ein skizzenhafter Überblick über die Sozial- und Kulturgeschichte der Familie im Iran gegeben werden. Derartige Darstellungen sind

vor allem für das Verständnis des Familienlebens in der zeitgenössischen iranischen Gesellschaft nützlich.